



DAS VOLK, SO IM FINSTERN WANDELT, SIEHET EIN GROSSES LICHT

Nach Anleitung der ersten Worte des 9. Kapitels Esaia

Die wir in Todes Schatten
So lang gegessen sind
Und kein Erleuchtung hatten,
In Gottes Sachen blind,
Und konnten nichts verstehen,
Nicht Gnade noch Gericht,
Sehn über uns aufgehen
Anjetzt ein helles Licht;

Das über Mond und Sonne
Sich in den Himmel dringt
Und uns der Engel Wonne
Klar zu Gesichte bringt,
Das uns vor Augen malet,
Wie nichts sei Welt und Zeit
Und wie für allen strahlet
Der Glanz der Ewigkeit.

O Kindelein, du Pflanze
Der wahren Seligkeit,
Du heller Glanz vom Glanze
Gezeugt vor aller Zeit,
Du bist es, den wir meinen,
Das wesentliche Licht,
Danach uns Gott läßt scheinen
Sein Gnaden-Angesicht.

Ein Licht, dadurch wir schauen
In Gottes Herz hinein,
Daß er in Zuvertrauen
Der Unsre nun will sein;
Ein Licht, das heftig brennet
In unser Fleisch und Blut,
Daß sich ein Mensch erkennt,
Und was für Sünd er tut;

Das Wünschen und Verlangen
Der Väter allzumal,
Das ist uns aufgegangen
In einem finstern Stall;
Das Kind ist uns geboren,
Der Sohn ist uns geschenkt,
Durch den Gott Herz und Ohren
Nun gnädig zu uns lenkt;

Simon Dach (1605–1659)

WEIHNACHTEN

Ein Barockgedicht zu Jesaja 9: Trotz Kriegshintergrund im Leben von Simon Dach fehlt der «Soldatenstiefel» des Prophetentexts – Traditionsgebundene und doch kraftvolle Sprache – Tiefer theologischer Gehalt: Das Kind nimmt uns die Blindheit für Gnade und Gericht – Die Typologie des gnädigen Landesherrn und wie sie überwunden wird. *Gerhard Lohfink, Tübingen*

CHINA

Religion und Christentum in der dreißigjährigen Volksrepublik: Eine Bilanz in der derzeitigen ideologischen Umbruchsituation fällt schwer – Abgebauter Mao-Mythos, Kritik am marxistischen Wissenschaftsbegriff und neue Anzeichen von «Aberglauben» usw. zwingen zu ernsthafterer Erforschung von Religion – «Das Problem des Geistes kann nicht mit diktatorischen Methoden gelöst werden» – Anzeichen des Wiederauflebens traditioneller Vorstellungen – Keine vorläufige Missionseuphorie! – Nach dem 5. Nationalen Volkskongreß wieviel Freiheit für Religionsausübung? – Stellenwert der Präsenz von Religionsvertretern auf der Politischen Konsultativkonferenz – Das Gegeneinander von «patriotischen» und «romtreuen» Christen als schwere Belastung – Informationsreise von Bischof Moser – Abwartende Haltung des Papstes. *Norbert Sommer, Saarbrücken*

JUDENTUM

Franz Rosenzweig (2): Zwischen Schöpfung und Exodus – Im «Stern der Erlösung» Entwurf einer jüdischen Theologie des Christentums – Die Christen werden an ihr Unterwegssein zum kommenden Königtum Gottes erinnert – Schöpferische Verdeutschung der Schrift – Die entscheidende Korrektur platonisierender Umdeutungen des Bibeltextes am Beispiel von Exodus 3, 14. *Walter Stolz, Freiburg i. Br.*

KIRCHE

Zehn Jahre Laientheologen in der Seelsorge: Zu den bisherigen Wirkungsbereichen in Schule, Hochschule und Erwachsenenbildung trat ab 1970 der Einsatz in der Pfarrseelsorge – Was aber ist ein «Pastoralassistent»? – Kriterien der Rollenfindung – Unterschiedliche Modelle in deutschsprachigen Bistümern – Drei bundesdeutsche Verlautbarungen kritisch untersucht – Pragmatischer Weg der Schweizer und Österreicher – Um eine Spiritualität der Pioniersituation. *Leo Karrer, Solothurn*

ALTES TESTAMENT

Neues von Israels Propheten: Alttestamentler blicken zurück auf die Geschichte ihrer Forschung – Peter H. A. Neumanns «Reader»: Sammlung von Forschungsarbeiten zur Prophetie von 1840 bis 1971 – Prophetische Theologie: Hans Walter Wolff über «Hosea heute». *Clemens Locher*

LITERATUR

«Im Stalle von B.» – Ikone und Politik: Zu einem Weihnachtsgedicht von *Ernst Meister* († 1979) – Mittelalterliche Ikonographie der Geburt Jesu – Aber verfremdende Elemente: Warum Urias? Wo bleibt Joseph? – Der Pilz von Hiroshima und das Schweigelager von W. *Paul Konrad Kurz, Gauting b. München*

Gott vertraut sich uns an

Das auf der *Titelseite* abgedruckte Gedicht fasziniert und beglückt mich in vielerlei Hinsicht. Es stammt von Simon Dach, der im Jahre 1605 in Memel geboren wurde, später Lehrer an der Domschule und Professor für Poesie an der Universität Königsberg war, wo er dann im Jahre 1659 starb. Wie fast alle Gedichte der Barockzeit ist auch dieses Gedicht sehr lang. Es hat 15 Strophen, von denen hier nur 5 wiedergegeben sind.

In keiner dieser 15 Strophen schlägt die Zeitgeschichte unmittelbar durch. Der Dreißigjährige Krieg hatte ja in der ersten Hälfte des Jahrhunderts furchtbare Verheerungen und namenloses Elend über Deutschland gebracht. Im Gegensatz zu seinem Zeitgenossen Andreas Gryphius geht Simon Dach in seinen Gedichten jedoch kaum auf die Kriegsnot ein. Wie nahe hätte es gelegen, daß ein «nach Anleitung» von Jes 9, 1–6 geschriebenes Gedicht damals Jes 9, 4 miteinbezogen hätte («Jeder Soldatenstiefel, der dröhnend daherstampft, jeder Mantel, der mit Blut befleckt ist, wird verbrannt, wird ein Fraß des Feuers»). Doch gerade dieser Vers wird im Gedicht nicht rezipiert, und das zeigt, wie traditionsgebunden die poetischen Inhalte bei Simon Dach sind. Seine Sprache ist die der kirchlichen Tradition, der Mystik, des protestantischen Spiritualismus und selbstverständlich auch die der Bibel – aber einer Bibel, die längst durch die Tradition gefiltert ist.

Ein solches Übermaß an traditionsgebundener Sprache kann einen Text formelhaft und kraftlos machen. An unserem Gedicht fasziniert mich nun gerade, daß dies, bei aller Gefahr, nicht der Fall ist. Das Gedicht des Königsberger Professors war wohl schon zu seiner Zeit, in der eine Unzahl geistlicher Texte verfaßt wurde, ein hervorragender Text. Inzwischen ist es durch sein Alter noch stärker und eindringlicher geworden. Seitdem die ölig-glatten und raffinierten Texte der modernen Werbung unsere Sprache mehr und mehr verseuchen, leuchtet die scheinbare Schwerfälligkeit barocker Wendungen wie «danach uns Gott läßt scheinen» in neuer Kraft auf. Es ist eine Sprache, die Widerstand bietet, aber sie ist nicht schwerfällig. Können Sätze das, was sie sagen wollen, kürzer und genauer sagen, als der knappe und präzise Anfang der ersten Strophe:

Die wir in Todes Schatten
So lang gegessen sind
Und kein Erleuchtung hatten,
In Gottes Sachen blind ...?

WAS MICH FASZINIERT, ist aber auch die Theologie, die in dieser so biegsamen und doch kraftvollen Sprache enthalten ist. Wir konnten nichts verstehen, sagt der Text, «nicht Gnade noch Gericht». Wenn wir die Gnade nicht verstehen konnten, dann lebten wir schon immer in ihr. Die Gnade Gottes hielt uns längst umfassen. Aber wir konnten sie nicht begreifen und verstehen. Erst durch das Kind ist uns aufgegangen, wie sehr uns Gott liebt. Aber nicht nur für die Gnade, auch für das Gericht waren wir blind gewesen. Das Wort «Gericht» steht hier abgekürzt für das Ausmaß unserer Sünden, die uns zum Gericht werden. Erst in dem Augenblick, da wir die Abgründigkeit der Liebe Gottes ahnen, ahnen wir auch das Ausmaß unserer Sünde. In einer hier nicht abgedruckten Strophe des Gedichts heißt es:

Wir saßen fern vom Licht,
In dicken Finsternissen
Und kannten sie doch nicht.

In all dem spricht sich eine tiefe Erfahrung aus: nur wer weiß, was Liebe ist, weiß auch, was Schuld ist. Nur wer von Liebe getroffen ist, vermag zu bereuen. Gott hat uns in Jesus bis «in unser Fleisch und Blut» mit seiner Liebe angerührt, und erst da erkannten wir die Blindheit unseres Herzens, das Dunkel unserer Verlorenheit, die Finsternisse des Todes.

Das Gedicht erreicht nun allerdings erst darin seine theologische Tiefe, daß von Gott nicht nur gesprochen wird wie von einem, dessen Gnade uns schon immer in gleicher Weise umfängt; die Vertrautheit mit der biblischen Tradition bewahrt den Verfasser aufs ganze gesehen vor einer derart geschichtslosen Theologie. Vielmehr: Gott handelt in Jesus in einer ganz bestimmten geschichtlichen Stunde; er hat uns seinen Sohn geschenkt und erst in ihm seine ganze Gnade:

Das Kind ist uns geboren,
Der Sohn ist uns geschenkt,
Durch den Gott Herz und Ohren
Nun gnädig zu uns lenkt.

SELBSTVERSTÄNDLICH ist das im Horizont der damaligen Zeit formuliert: der Landesherr, der den Untertanen gnädig sein Ohr leiht, der sein «Gnaden-Angesicht» scheinen läßt, ist ja nicht zu übersehen. Zur Illustration: Veit von Seckendorff, ein damals einflußreicher Autor, schreibt in seinem «Teutschen Fürsten-Staat» (Frankfurt 1655): «Insonderheit aber ist man es in Teutschland/ und dessen Fürstenthumen und Landen/ nicht gewohnt/ daß die Landes-Herren sich auf die Art etlicher Barbarischen Könige und Potentanten nicht sehen/ nicht ansprechen/ noch zu etwas erbitten/ noch erweichen lassen: Sondern man sihet/ daß die löbliche Regenten ihre Unterthanen/ Hohe und Niedere/ ... nach Gelegenheit in eigener Person anreden/ nach Beschaffenheit ihres Standes/ grüßen/ und die Hand geben/ ihr Anligen hören ...» Simon Dach verdankte den preußischen Kurfürsten seine Anstellung als Professor in Königsberg und freie Wohnung in der Stadt. Im Jahre 1657 bekam er von Friedrich Wilhelm I., dem Großen Kurfürsten, ein kleines Besitztum geschenkt, das seine kargen Einkünfte als Professor etwas aufbesserte. Er wußte also, was ein gnädiger Herrscher war.

Nur: liest man das Gedicht genau, so sieht man sofort, daß es zwar die gnädige Zuneigung des Landesherrn zu seinen Untertanen auf Gott überträgt, zugleich aber diesen ganzen Verstehenshorizont doch auch wieder weit hinter sich zurückläßt. Denn Gott leiht uns ja nicht nur gnädig (aber vielleicht distanziert) sein Ohr, er öffnet uns vielmehr in Jesus sein Herz. Er gibt sich, indem er in sein Herz schauen läßt, selbst:

Ein Licht, dadurch wir schauen
In Gottes Herz hinein,
Daß er in Zuvertrauen
Der Unsre nun will sein.

Damit ist alle landesherrliche Herabneigung und alles Orddenken des 17. Jahrhunderts weit transzendiert. Wiederum spricht das Gedicht letzte menschliche Erfahrungen an:

Es gibt Augenblicke, in denen ein Mensch sich zu erkennen gibt, wo er alle Masken abtut, wo er sein innerstes Herz offenlegt und sich einem anderen ganz anvertraut. So handeln kann in einer Welt, in der man kritisch und mißtrauisch sein muß, nur einer, der abgrundtief liebt. Genau das aber setzt Simon Dach voraus und formuliert damit in erregender Weise in Richtung einer personalistischen Theologie:

In dem finsternen Stall, in dem kleinen nackten Kind, das später den Namen Jesus erhalten wird, hat uns Gott sein innerstes Herz zu erkennen gegeben. Es ist ein Herz voller Liebe, voller Zärtlichkeit und voller Menschlichkeit. Gott vertraut sich uns an. Er will nun für immer «der Unsere» sein. Damit hat sich Gott im Vorhinein festgelegt, damit steht er verletzbar und ungeschützt da wie alle Liebenden. Solche Liebe, die ihr Herz bloßgelegt hat, kann nun mit gleichgültigen Blicken zur Kenntnis genommen werden, sie kann verspottet, ja sie kann gekreuzigt werden. Sie kann aber auch in Staunen und Erschütterung angeschaut werden. Und die Liebe kann mit Liebe beantwortet werden.

Gerhard Lohfink, Tübingen